Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 1 [13]

Artikel: Die besonderen kulturellen Voraussetzungen in der kapitalistischen Gesellschaft
Autor: S.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-335131

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

habt. Nicht zum erstenmal in der spanischen Geschichte wollten sie mit Bürgerkrieg regieren. Sie, die reaktionären Elemente, haben ihn entfesselt, die Hilfe fremder Mächte nachgesucht.

Die republikanischen Männer wußten von Anfang an, was die Europapresse nicht zu erfahren oder zu sagen vermochte: Die Feinde waren skrupellos, gefährlich und blutgierig. Eine autokratische Clique von Machthabern und Herrschsüchtigen bildete sich ein, die Welt sei nur für die aus «Gottesgnaden» geschaffen, und die andern müßten für immer als «Untermenschen», wie Sklaven arbeiten und leiden.

Weil die Feinde der spanischen demokratischen Republik gefährlich waren, durften die Republikaner ihr geliebtes Volk nicht im Stich lassen! Sie wußten, was das spanische Volk von der Republik erwartete, wußten vom Sehnen nach einem andern Spanien! Der Analphabetismus war leider kein propagandistischer Begriff. Spanien hatte ganze Provinzen mit mehr als 85 Prozent Analphabeten; Madrid selbst war keine Ausnahme: über 40 Prozent konnten weder lesen noch schreiben. Bei der Proklamation der Republik fehlten in Spanien 32 000 Schulen samt Lehrkräften. Diese europäische Schande der alten traditionellen Herrscherschicht brachte viele Hindernisse für das spanische Volk, für seinen Lebensstandard, für seinen zivilisatorischen Fortschritt, für seine eigene moralische und materielle Befreiung. Denn hinter dem spanischen Analphabetismus stand die Beherrschung durch einen intoleranten konfessionellen, politischen und kapitalistischen Geist. Das spanische Volk war in seinen seelischen und materiellen Bedürfnissen gefesselt. Treffend ist diese Situation durch das andalusische Landarbeitermuster gekennzeichnet: schwere Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unter 40 bis 50 Grad Celsius und als Belohnung ein Loch als Wohnung und den «gaspacho andaluz» als Speisegericht: Gurken mit Brot und Essig in frischem Wasser!

Die besonderen kulturellen Voraussetzungen in der kapitalistischen Gesellschaft

Von S. H.

Das 19. Jahrhundert brachte einen Umschwung der kulturellen Verhältnisse wie kein anderes zuvor. Es ist das selbe Jahrhundert, in dem auch die kapitalistische Wirtschaft sich mächtig entwickelte. Merkwürdigerweise wird aber diese Parallelität der beiden Erscheinungen in den Abhandlungen über kulturelle Zeitfragen immer noch meistens unbeachtet gelassen, es sei denn, daß man in moralisierendem Ton sekundäre Begleitumstände in die Diskussion wirft. Aber die kulturelle Bedingtheit durch

die ökonomischen Verhältnisse weigert sich das Bürgertum anzuerkennen. Man zieht vor, mit Abstraktionen zu argumentieren, schließt die Kunst in Tempel, macht aus dem Künstler einen Halbgott, der unabhängig von der Umwelt seine Formen schafft und neue Schönheitsideale für seine Mitmenschen erfindet, als ob der Mensch, der die Kunst schafft und der sie genießt, ein ganz anderer wäre als der, der ißt, liebt und arbeitet. Oder man versucht eine neue kulturelle Entwicklung einfach als Reaktion auf die vorhergehende zu erklären, wobei aber die Frage offen bleibt, warum diese sogenannte Reaktion gerade in dem Moment kam, nachdem sie schon lange Gelegenheit gehabt hätte, in Erscheinung zu treten. Neue Schönheitsideale sind aber nie nur Reaktion auf das Vorhergehende oder nur die Schöpfung einzelner Genies. Wenn sie die ganze Gesellschaft erfassen, so müssen sie ihre Ursache in neuen gesellschaftlichen Bedürfnissen und Sehnsüchten haben, und diese wiederum kann man sich letzten Endes nur durch veränderte ökonomische Voraussetzungen erklären. Es dürfte daher nicht unangebracht sein, diese veränderten Voraussetzungen der bürgerlichen Kultur wieder einmal zusammenzufassen und vielleicht auch einiges Neues hinzuzufügen.

Wohl der entscheidenste aller Faktoren, die in der kapitalistischen Epoche eine Änderung der kulturellen Entwicklung bedingten, ist die Ersetzung der Schatzbildung durch das Kapital; daß der Reichtum nicht mehr in der Anhäufung wertvoller Güter, sondern durch den Ausbau profiteintragender Produktionsmittel seinen Ausdruck findet. Im Mittelalter noch fast ausschließlich, aber zu großen Teilen auch noch bis in das ausgehende 18. Jahrhundert, fand der Reichtum seine Form in prunkvoll ausgestatteten Häusern und in einem großen Aufwand in der Lebensführung, so daß er im besonderen seinen Ausdruck in Kunstwerken fand. Je mehr aber die kapitalistische Entwicklung die Möglichkeit bot, durch Geldanlage in der Produktion ein arbeitsloses Einkommen zu schaffen und zu Macht zu gelangen, um so mehr schwand auch der künstlerische Bedarf zugunsten einer großen Nachfrage nach Produktionsmitteln. Der Reiche baut nicht mehr Paläste, sondern kauft Wertpapiere. Vergleichen wir die Landhäuser unserer Finanzmagnaten mit den Palästen des Adels und der Aristokratie früherer Jahrhunderte, so sind sie sehr bescheiden zu nennen, insbesondere wenn man die gewaltig gestiegenen Produktionsmöglichkeiten noch in Betracht zieht. Aber auch die Wohnungen des Mittelstandes von heute können sich in ihrem Aufwand an künstlerischem Luxus mit den Bürgerhäusern aus der vorkapitalistischen Zeit nicht messen. Unsere Wohnungen sind wohl praktischer und hygienischer als die jener früheren Zeiten, aber nie so reich an nicht zweckbedingten, rein künstlerischen Formen und gediegenem Material. In der Übergangszeit versuchte man noch durch billige Imitationen und Talmischmuck dem alten Wertmaßstab gerecht zu werden. Später hatte es keinen Sinn mehr. Man weiß heute, daß man den Reichtum und die Macht eines Menschen nicht an der Pracht seines Hauses messen kann. Dieser Rückgang an Aufwendungen für künstlerischen Schmuck zeigt sich überall. Man vergleiche die alten Kirchen mit den kunstvollen Portalen und Decken, den reichgeschnitzten Chorgestühlen und kostbaren Altären – selbst in kleinen Dörfern – mit

den Kirchen von heute, die doch einer viel größeren Gemeinde mit vervielfachten Produktionsmöglichkeiten gehören, und man wird den Unterschied erkennen, selbst wenn unsere Kirchen, verglichen mit anderen Bauten, noch relativ üppig sind. Man denke zum Beispiel nur an die vielen reizenden Tessiner Kirchlein in den kleinsten Nestern. Oder man mache sich klar, daß die gewaltigen, überschwenglich mit dekorativen Skulpturen ausgestatteten gotischen Kathedralen von meist kleinen Städten mit einigen Tausend Einwohnern erstellt wurden. Ihre Einwohner waren nicht frömmer als die Bewohner unserer Zeit. Aber sie konnten ihre Ersparnisse noch gar nicht zinsbringend anlegen. Daher wurden sie in Kunstwerte umgewandelt. Und wie der reiche Fürst sich Künstler und eigene Orchester am Hofe hielt, was heute kein Industriemagnat mehr macht, so war es auch im kleinen. Auch der Bauer legte sich seinen kleinen Überfluß in Kunstschätzen an, hatte kostbare Trachten, jene gestickten Tücher und kunstvoll geschnitzten Möbel und Geräte. Heute ist das alles verschwunden, obwohl wir doch viel reicher sind als jene Zeit. Wir haben viel reichere und mannigfaltigere Vorräte an Rohstoffen, wir haben einen unvergleichlich leistungsfähigeren Produktionsapparat, und dennoch sind wir viel ärmer an Kunst. Einesteils, weil die Möglichkeit des arbeitslosen Einkommens durch Geldanlage in der Produktion alles Geld in diese lenkt, so daß nichts mehr übrig bleibt für eine spielerische Kunst, und andernteils, weil die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung zu dieser Geldlenkung nicht nur verführen, sondern direkt zwingen. Je mehr Geld in die Produktion wandert und je weniger für den Konsum verbraucht wird, um so mehr mangelt der Absatz für die Gebrauchsgüter, die ja schließlich das Endprodukt aller menschlichen Arbeit sind. Daher der scharfe Konkurrenzkampf um den Absatz, und dieser wiederum zwingt zu möglichst rationeller Arbeitsweise, zu immer neuen Maschinen, damit man nicht selber, sondern der andere auf der Strecke bleibt. So zwingt der Kapitalismus zu einer gewaltigen Steigerung des Produktionsapparates und verunmöglicht zugleich seine Ausnützung. Die Entwicklung endigt in einer ungeheuren Verschwendung der menschlichen Arbeitskraft für nichts. Wir sind hundertmal reicher an Produktionsmöglichkeiten als der mittelalterliche Mensch und können uns doch nicht seinen künstlerischen Luxus leisten. So führt die selbe Ursache, die unsere Krisen, unsere Arbeitslosigkeit – und damit auch die Kriege – bedingt, zu einer Verarmung unseres künstlerischen Schaffens. Wenn die – gemessen an den Produktionsmöglichkeiten – armen mittelalterlichen Städte sich dennoch den Luxus ihrer gewaltigen Dome leisten konnten, so bringen unsere reichen Städte das Geld nur zusammen für Straßen- und Bahnbauten, Kraftwerke und andere Produktionsmittel, und für die Kunst wird nur soviel ausgegeben, als unbedingt notwendig ist, um die Künstler vor völliger Arbeitslosigkeit zu bewahren. Es ist zur Hauptsache eine Arbeitslosenunterstützung, eventuell noch etwas Prestigeangelegenheit, aber nicht mehr ein Genießen des Überflusses. Und der reiche Private legt sich vielleicht Kunstsammlungen als sichere Kapitalanlage zu, aber kaum mehr baut er sich sein künstlerisch reichgestaltetes Palais. Es ist nicht Bescheidenheit, sondern Jagd nach dem Profit und Sicherung im Konkurrenzkampf durch Rationalisierung. Zu

gleichen Ergebnissen kämen wir bei einem Vergleich der womöglich noch reicher gestalteten indischen Pagoden mit den Werken unserer Zeit.

Aber dieser selbe Faktor, der so entscheidend das künstlerische Schaffen hemmt, hat doch auch eine positive Wirkung in kultureller Hinsicht. Der scharfe Konkurrenzkampf, der so tyrannisch eine immer weiter umsichgreifende Rationalisierung erzwingt – allerdings ohne daß wir deren Früchte genießen könnten –, hat eine Entwicklung der Wissenschaften ausgelöst, wie sie vorher nie, auch nicht angenähert, zu beobachten war, und sicher auch in keiner nachkommenden Gesellschaftsordnung mehr, auch nicht in einer sozialistischen, aufrechterhalten werden kann. Die Rationalisierung der Produktion bedingte den Ausbau der Technik, und dieser wiederum hatte eine Förderung vor allem der technischen Wissenschaften zur Voraussetzung. Aber damit begann eine allgemein höhere Schätzung der Wissenschaften. Sie sind nicht nur ein Hilfsmittel der Technik, sondern haben auch ihren eigenen Kulturwert. Das Wissen schafft dem Menschen eine Befriedigung ähnlich der des Genusses eines Kunstwerkes, und man kann wohl sagen, daß die Wissenschaft vielfach an die Stelle der Kunst getreten ist, weil sie wahrscheinlich letzten Endes dasselbe Bedürfnis befriedigt. Es ist die Frage, wieweit die Freude an der wissenschaftlichen Erkenntnis – einmal entdeckt – auch bleibt, wenn kein ökonomischer Zwang mehr Anlaß zur wissenschaftlichen Forschung gibt.

Es gibt aber noch einen weiteren, trotz seiner großen Bedeutung unbeachtet gebliebener Faktor, der das Bild der bürgerlichen Kultur entscheidend beeinflußte, im besonderen seit dem 19. Jahrhundert. Die Klassengliederung bestimmt die gesellschaftlichen Ideale. Die bürgerliche Revolution brachte aber eine völlige Umwälzung im Klassenaufbau der Gesellschaft. In der vorbürgerlichen Zeit war eine feste Gliederung unter den einzelnen Klassen. Es gab keine fließenden Übergänge, etwa vom Sklaven zum Herrn oder vom Bauer zum Adel. Man blieb in der Klasse, in die man geboren wurde. Erst mit dem Aufkommen eines Bürgertums gab es – zuerst auch nur einzeln – Übergänge, und der große Dammbruch kam erst mit der Französischen Revolution und im besondern mit dem Sieg des Liberalismus nach 48. Damit war im rein politischen Sinne das Klassensystem aufgehoben. Die Klassenvorrechte fanden ihren Ausdruck nicht mehr in politischen Formen, sondern nur noch in der wirtschaftlichen Basis, was sie natürlich nicht zum Verschwinden brachte, aber doch ihre Gebundenheit an bestimmte Familien. Die Klassengrenzen verschwammen. Es bildeten sich zahlreiche Übergänge, und wenn zur Zeit des aufsteigenden Kapitalismus mancher Arbeitersohn ins Bürgertum hinüberwechseln konnte, so muß heute mancher Bürgersohn mit bescheidenen Stellungen wieder vorlieb nehmen. Dieser fließende Übergang von einer Klasse zur anderen hat nun aber auch seinen Einfluß auf die idealen Vorstellungen von schön und gut. Für den Bauer aus vorbürgerlicher Zeit hatte es kaum einen Sinn, adelige Formen vorzutäuschen. Er konnte damit niemandem eine Zugehörigkeit zur herrschenden Schicht, zum Adel, glauben machen. Anders heute. Durch äußere Aufmachung kann eine wirtschaftlich bessere Stellung vorgespiegelt werden. So wurde die Grundlage geschaffen für

den Kitsch, für billige Formen, die etwas Besseres vortäuschen wollen, und für die Mode, der ständigen Anpassung der Formen an diejenigen der Besitzenden und Herrschenden, die sich wiederum ständig in solche Formen flüchten, die die Besitzlosen sich noch nicht aneignen konnten. Ewiges Suchen nach neuen, auszeichnenden Formen und ständige Flucht vor ihrer billigen Nachahmung war in vorbürgerlichen Zeiten bezeichnenderweise unbekannt. Dieses Prestigebedürfnis macht sich in allen kulturellen Äußerungen in der bürgerlichen Zeitepoche sehr stark bemerkbar und ist von entscheidendem Einfluß auf die künstlerische Gestaltung. Die alte Bauernkunst übernahm wohl auch die Formen der adeligen Kultur, aber ohne Anspruch, auch den adeligen Besitz vortäuschen zu wollen. Daher ihre Schönheit. Was zu dem steht, was ist, hat Kultur, ist stolz. Was mehr scheinen will, als es ist, ist Kitsch und würdelos. Dieser wichtige Kulturfaktor läßt sich nicht nur allgemein historisch feststellen, sondern seine unterschiedliche Bedeutung in den verschiedenen Ländern, sein früheres oder späteres Auftreten zeichnet sich parallel mit der kapitalistischen Entwicklung ab. Im Süden, in den romanischen Ländern, mit weniger stark entwickeltem Kapitalismus, ist die alte Kultur noch viel verbreiteter. Was wir an den Menschen jener Gebiete so schätzen, ist nicht blutgebunden, sondern durch eine andere wirtschaftliche Entwicklung bedingt. Es blieben dort noch viele Reste einer früheren Kultur. Das 19. Jahrhundert drückte dort weniger seinen Stempel auf.

Dieser demonstrative Charakter der kapitalistischen Kultur wurde noch durch einen anderen Umstand unterstützt, der zwar nicht spezifisch für die kapitalistische Zeit ist, sondern vielmehr als eine Charaktereigentümlichkeit neu aufgestiegener Schichten sich immer wieder erkennen läßt. Das zu großer Macht und großem Reichtum gelangte Bürgertum suchte auch den formalen Ausdruck für diesen Aufstieg. Es fand diesen in der Imitierung der Kulturen aller Zeiten und aller Länder, um zu zeigen, daß es alles kann, nicht nur ebensogut wie andere, sondern womöglich noch großartiger. Es ist die Kultur der Gründerjahre oder im weiteren Sinne des verfemten 19. Jahrhunderts. Als verwandte Erscheinung ist schon die Renaissance zu verstehen, und neu war sie festzustellen in der Sowjetunion. Ob wir aber so berechtigt auf die Kultur des 19. Jahrhunderts hinunterschauen, ist sehr zweifelhaft. Wie verstehen sie nicht mehr, weil wir uns auf der absteigenden Linie der kapitalistischen Wirtschaft befinden. Wir sind nicht gescheiter, nicht geschmackvoller geworden, aber als Zeitgenossen des Verfalls der bürgerlichen Wirtschaft haben wir andere Schönheitsideale als unsere Väter und Großväter, die Zeitgenossen einer blühenden Entwicklung waren; sie waren optimistisch, bejahten die Zeit – wir sind resigniert. Vieles war damals echt, was heute falsche Aufmachung wäre. Es wäre aber die Aufgabe eines besonderen Artikels, die sehr interessanten und aufschlußreichen Änderungen des Geschmackes und des kulturellen Urteils im Laufe der bürgerlichen Entwicklung zu analysieren. Dieser Aufsatz will nur die für die ganze kapitalistische Entwicklung maßgebenden kulturellen Faktoren anführen und nicht auf Einzelerscheinungen eingehen.

Als wichtigster dieser Faktoren wird meistens der Umstand angeführt, daß Kulturwerte ebenfalls Warencharakter bekommen haben. Es scheint aber doch, daß dem viel zu große Bedeutung beigemessen wird. Jedenfalls könnte man nicht behaupten, daß heute in direktem Auftrag geschaffene kulturelle Werte, die nicht als Ware erzeugt wurden, etwa gehaltvoller wären als die zum freien Verkauf geschaffenen, daß etwa die im Auftrage des Filmproduzenten erstellten Filme wertvoller wären als die Schauspiele, die den Theaterdirektoren frei angeboten werden. Schließlich hat auch der vorkapitalistische Künstler für sein Brot arbeiten müssen, und das ist gar nicht entwertend. Der künstlerische Gehalt einer Zeit wird bestimmt durch die Nachfrage und nicht durch das Angebot, sofern man nicht einen zu kleinen Ausschnitt wählt, wo Zufälligkeiten eine Rolle spielen können. Daher sollten für das Verständnis der Kunstgeschichte viel mehr die *Kunstkonsumenten* als die Künstler analysiert werden. Man schnüffelt aber immer wieder bis in die hintersten und belanglosesten Ecken im Leben eines Künstlers und fragt viel zu wenig, warum er diese Bedeutung erhalten konnte. Man sucht nach der elften Geliebten eines Genies, wenn man schon deren zehn kennt, aber man vernachlässigt die Frage, warum gerade diese Jahrzehnte und gerade dieses Land kulturell führend waren. Und doch gibt es hier so eklatante Entwicklungsbrüche. Man denke nur etwa an die Musikgeschichte, deren Aufklärung für unser Verständnis viel aufschlußreicher wäre. Der Künstler muß sich auf alle Fälle der Nachfrage anpassen, ob er nun in direktem Auftrag arbeitet oder für den freien Markt, sofern er mit seiner Arbeit sein Brot verdienen will. Der Marktcharakter von Kulturwerten dürfte sie daher kaum beeinflussen.

Bei Untersuchungen über den kulturellen Einfluß der kapitalistischen Wirtschaft muß immer das Charakteristische der Gesamterscheinungen im Auge behalten werden. Im Einzelfall wird es immer schwierig sein, zufällige, persönliche, durch spezielle Umstände bedingte Einflüsse auszuscheiden. Solche können das Bild viel mannigfacher und komplizierter gestalten. Aber es soll anderseits nicht übersehen werden, daß schon wenig Faktoren sehr verzwickte Verhältnisse schaffen können. Mit unsern 25 Buchstaben können wir alle Worte aller Sprachen schreiben, und unsere tausendfältige reale Körperwelt setzt sich aus sechs Bausteinen zusammen. Es ist keine kurzsichtige Versimplifizierung, aus der mannigfaltigsten Erscheinung die paar wesentlichen Faktoren oder unter Umständen sogar nur einen herauszuschälen. Aber der ist kurzsichtig, der nicht erkennt und begreift, daß ein und derselbe in hunderterlei Art wirken kann. Es ist eben die Aufgabe, die 25 Buchstaben unserer Sprache, die sechs Elemente unserer Körperwelt zu finden. Erkenntnisse können unangenehm und daher unerwünscht sein. Daher die häufige, etwas hochnäsige Abschätzung einer marxistischen Denkweise in bürgerlichen Kreisen, die die Komplizierung des Problems der Lösung – die sie dann Versimplifizierung nennen – vorziehen. Diese «Versimplifizierung» zu scheuen, ist aber hier kein Anlaß.